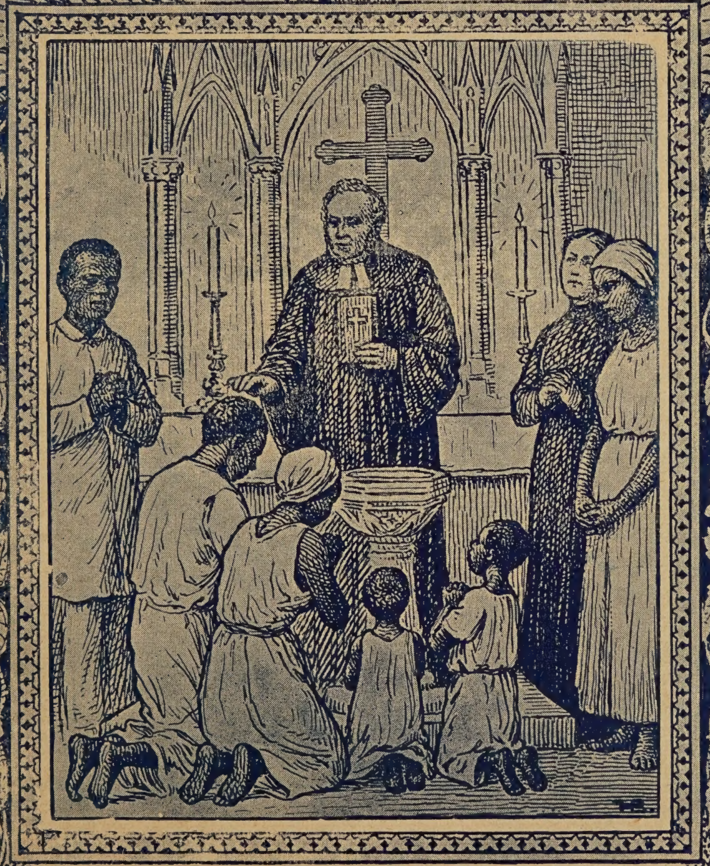
Kleine Hermannsburger Missionsschriften Nr. 41.

Aus der Drangsalszeit des südafrikanischen Lüneburg.



Verlag der Missionshandlung, Hermannsburg i. H

Verlag der Missionshandlung, Hermannsburg i. Hann.

Hannoversche Missionsgeschichte.

Von Missionsdirektor Pastor D. theol. **G. Haccius.**

Band 1. **Von der Pflanzung der christlichen Kirche in Friesland und Sachsen bis zur Entstehung der Hermannsburger Mission.**

Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. 419 Seiten.
Broschiert 2.80, gebunden 3.60.

Band 2. **Die Geschichte der Hermannsburger Mission von 1849 bis zu Louis Harms' Tode.**

Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. 640 Seiten.
Broschiert 4.—, gebunden 5.—.

Wir wüßten kein anderes Buch, das für die Missionsarbeit so lehrreich ist, aus dem wir so gut lernen können, wie wir Mission treiben sollen, das uns so deutlich die Schäden der meisten Missionswerke und Missionsarbeit zeigt, als diese Geschichte der Hermannsburger Mission unter Louis Harms.
P. Bingmann in „Unter dem Kreuz".

So ist dies Buch für die Missionsgeschichte des sächsischen Niederdeutschland eine Monographie von einer minutiösen Genauigkeit, wie wir sie sonst nicht besitzen. „Die evangelischen Missionen".

Ich habe die Hannoversche Missionsgeschichte schon früher mit rückhaltloser Anerkennung empfohlen; bei der so bald nötig gewordenen zweiten Auflage sei dies mit Freuden wiederholt.
Senior D. G. Behrmann im „Nachbar".

Das ist ein Buch, das man zur Erbauung liest. Die geweihte priesterliche, ebenso kindliche wie männliche, demütige wie mutige Persönlichkeit Louis Harms', die im Mittelpunkt der erzählten Geschichte steht, macht es zu einer Glaubensstärkung. — Die Verehrung dieses wahrhaft großen, immer Gott allein die Ehre gebenden Mannes steigt, je intimer man mit ihm bekannt gemacht wird, und die Lust zur Kritik vergeht einem. — Hier ist ein Mann, von dessen Leibe Ströme lebendigen Wassers geflossen und heute noch fließen, weil er glaubte mit einem unentwegten Glauben und in diesem Glauben ein festes Herz gewonnen hatte, ein christlicher Charakter geworden war, den auch seine Ecken und Schärfen nicht zu entstellen vermögen.
D. G. Warneck in „Allgem. Missions-Zeitschrift".

Es ist eine wertvolle Missionsfundgrube, denn es ist wohl das erste Mal, daß versucht worden ist, das Missionsleben einer einzelnen Provinz von ihren ersten Anfängen geschichtlich darzustellen; der Versuch ist in hohem Maße gelungen. P. Bahnsen im „Schlesw.-Holst. Missionsblatt".



I.

Die weite Seereise liegt hinter uns. Mit dem Seufzer: „Gottlob, daß das überstanden ist!" betritt mancher Reisende in Durban das Land. Doch haben wir noch eine weite Strecke vor uns, um nach Lüneburg zu gelangen. Um 4 Uhr nachmittags besteigen wir in der Hafenstadt Durban den Schnellzug, der uns landeinwärts bringt. Vom Fenster aus haben wir auf einige Zeit einen Ausblick über den Indischen Ozean. Bald aber verdeckt Buschwerk uns den Blick aufs Meer. Hügelreihen lagern sich zwischen uns und der See. Hin und wieder lugt aus dem satten Grün ein schönes Landhaus hervor. Weiter davon entfernt stehen die höchst einfachen Häuser der Inder, die die Hügel hauptsächlich mit Ananas bepflanzt haben. Je länger wir fahren, um so höher steigt die Bahn, um so mehr ändert sich die Szenerie. Aus den Hügeln sind Berge geworden. Das Waldesdickicht haben wir hinter uns gelassen, nackt und kahl heben die Bergriesen ihre Häupter in die Luft. Nur in den schroff abfallenden Tälern sehen wir Wald.

Nach vierstündiger Fahrt erreichen wir Natals Hauptstadt: Pietermaritzburg. Wer es wünscht, kann sich hier für die Nacht ein Bett in seinem Kupee zurechtmachen lassen für den Zuschlagspreis von 5 Schill. Nach einhalbstündigem Aufenthalt pfeift die Lokomotive, und weiter rasseln die Räder. Es ist bereits dunkel geworden; jedoch verbreitet der Mond genügend Helligkeit, daß wir erkennen, wie die Bahn in schlangenförmigen Windungen noch immer die Berge emporklettert. Das viele Neue, das wir, wenn auch in raschem Fluge, gesehen haben, wirkt erschlaffend auf die Nerven, und wir sinken in einen süßen Schlummer. Das eintönige Geklapper der Räder hat uns in den Schlaf gesungen.

Der Zug hält. Infolgedessen erwachen wir, sehen aus dem Fenster, um zu erfahren, wo wir sind und wie spät es ist. An dem Stationsgebäude lesen wir den Namen Estcourt. Die Bahnhofsuhr zeigt etwa die Mitternachtsstunde. Wir entschließen uns, wach zu bleiben, weil wir bald zu historischen Orten kommen. An den Stationen Ennersdale und Frere fahren wir vorüber, desgleichen an Chieveley. Hier war General Bullers Lager aufgeschlagen im jüngsten südafrikanischen Kriege. Von hier aus machte er einen Versuch nach dem andern, das belagerte Ladysmith zu entsetzen. Leichensteine längs des Bahnkörpers zeugen von der Todesverachtung britischer Soldaten, sowie von der Tapferkeit der um ihre Freiheit ringenden Buren.

Wir kommen an der Station Colenso vorbei. Hier ist zwischen vielen andern Gräbern das Grab des Leutnant Roberts, des einzigen Sohnes des greisen Lord Roberts. Am 15. Dezember 1899 erhielt er die Todeswunde, als General Buller den ersten Versuch unternahm, die Garnison in Ladysmith zu befreien, wobei er eine völlige Niederlage erlitt. Nachdem wir die Tugelabrücke passiert haben, mehren sich die Gräber, in denen die englischen Soldaten dem Auferstehungsmorgen entgegenschlafen.

Etwa um 2 Uhr nachts sind wir in Ladysmith. Wir können keine Spuren von der Belagerung mehr entdecken. Dagegen sehen wir, kurz nachdem wir die Stadt verlassen haben, nicht weit von der Bahn einige Obelisken, die das Schlachtfeld von Moddersprait kennzeichnen.

Bald erreichen wir Elandslaagte. Hier wurde der Führer des deutschen Freikorps im Burenkriege, Herr Schiel, verwundet, geriet in Gefangenschaft und sein Korps wurde zersprengt. Mancher deutschen Mutter Sohn verlor sein Leben, u. a. auch Graf Zeppelin. Sein Grab befindet sich einige hundert Meter links vom Bahnhof.

Um 5 Uhr morgens sind wir in Glencoe Junktion. Hier steigen wir um, und nach etwa vierstündiger Fahrt sind wir im Städtchen Vryheid. Das ist die Endstation der Bahn auf der Reise nach Lüneburg. Nachdem wir uns in einem Hotel von den Strapazen der Reise erholt haben, besteigen wir am folgenden Morgen die mit 6 Mauleseln bespannte zweirädrige Postkarre, die uns in 4 Stunden nach Paulpietersburg bringt. Von da sind es noch 2½ Stunden zu Pferde, und endlich haben wir unser Reiseziel erreicht, wir sind in Lüneburg in Südafrika.

II

Es waren schon manche Reisende hier, die wanderten durch unser Lüneburg und hatten es doch nicht gesehen. Weshalb denn nicht? Sie erwarteten eine geschlossene Ortschaft anzutreffen, etwa eine kleine Stadt, oder doch zum mindesten ein Dorf. Etwas derartiges ist aber unser Lüneburg nicht, sondern die Wohnungen

liegen zerstreut. Das eine Gehöft ist vom andern einviertel bis eine halbe Stunde entfernt, einzelne auch noch weiter. Das findet ein Neuling nicht schön. Man kann nicht so oft zum Nachbar kommen, um Neuigkeiten auszukramen oder einzusammeln. In Wahrheit hat es ja seine Schattenseiten, daß die Leute so sehr zerstreut wohnen, z. B. in bezug auf die Schule. Eltern, die von Kirche und Schule weit entfernt wohnen, müssen ihre Kinder bei andern Leuten in Kost und Logis geben, die näher bei der Kirche und Schule wohnen; und mitunter sind deren Häuser so mit Kindern überfüllt, daß sie mit dem besten Willen nicht mehr aufnehmen können. Auch bei Krankheitsfällen wünschte man häufig, daß der Nachbar näher wäre. Aber man gewöhnt sich bald an die Einsamkeit. Hat man weniger Gelegenheit, sein Herz und die Gedanken im Gespräche auf der Zunge zu haben, so desto mehr, in der Stille Einkehr bei sich selbst und Umschau in seinem Innern zu halten. Und das tut ja not.

Lüneburg liegt sehr hübsch. Der Pongolofluß schlängelt sich wie ein silbernes Band im Tale entlang der aufgehenden Sonne entgegen. Mehrere Bäche ergießen hier ihr Wasser in diesen Fluß. Verschiedene Gebirgsketten erblicken wir, von einzelnen Bergen überragt, wie z. B. vom Ihlangavula (dem Regensammler) und vom Magalieskop. An den Flüssen ist fruchtbares Land.

Als von der Missionsleitung in Hermannsburg das Kolonisten-System aufgehoben wurde, wandten sich mehrere von den entlassenen Kolonisten nach diesem Pongolotale. An den Bergen waren große Holzbüsche. Da fällten sie Bäume und zersägten am Tage die Stämme zu dicken Bohlen, des Abends spalteten sie andere Kloben zu Speichen für Wagenräder. Hatten sie im Schweiße ihres Angesichts einige Frachten Holz gesägt, dann ging's damit über die Berge auf halsbrecherischen Wegen nach dem Hochfelde Transvaals, wo es keine Wälder gibt. Hier handelten sie für Holz Ochsen und Kühe ein. Mit dem Vieh kamen sie zurück und verkauften es in Natal. Nach und nach kamen die deutschen Ansiedler zu Wohlstand, kauften Plätze und bauten sich an. Da sie im Dienste des HErrn nach Südafrika gekommen waren und zwar durch die Hermannsburger Mission, so war es selbstverständlich, daß sie, als es zur Bildung einer Kirchgemeinde kam, sich von Hermannsburg einen Pastor erbaten und erhielten. Ihr erster Geistlicher war Missionar H. Filter, der 10 Jahre lang in gesegneter Arbeit der Gemeinde vorstand, bis er im Sulukriege 1879 dem Fieber erlag, nachdem er einige Monate vor seinem Ende die Ermordung seines ältesten Sohnes durch die Sulu erleben mußte.

Es war eine Wonne, im Sommer durch die Ansiedlung Lüneburg zu reiten. Auf dem Acker wogte der Mais im Winde, auf den Weidetriften waren große Herden Hornvieh, Pferde, Schafe

und Ziegen. Einzelne Farmer hatten einige hundert Stück Kühe und Ochsen, daneben bis 100 Pferde und 1000—2000 Schafe. Man konnte sich zurückversetzt wähnen in die Patriarchenzeit des Alten Testaments. Es war hier reicher Gottessegen.

III.

Es ist aber gar anders geworden durch den grausamen Krieg von 1899—1902, durch den in seiner letzten Periode das ganze Land und auch Lüneburg verheert worden ist. Schon viele Monate waren Familienväter sowohl wie Jünglinge, vom 16. bis 60. Lebensjahre, alle, die irgendwie tauglich waren eine Büchse zu führen, im Felde. Teils waren sie dem Utrechter, teils dem Piet-Retiefer Kommando zugeteilt, je nachdem ihre Wohnstätten im Distrikt Utrecht oder Piet-Retief waren. In dem Gefechte auf Talana bei Dundee fochten sie Schulter an Schulter gegen die Engländer. Hier fiel ein Jüngling meiner Gemeinde, ein anderer wurde tödlich verwundet, so daß er einige Stunden nach der Verwundung starb. Beide waren Söhne von Missionaren. Zwei andere Jünglinge wurden leicht verwundet. Ein Ehemann meiner Gemeinde erhielt einen Schuß durch seinen Hut. Zwei Jünglinge gerieten in englische Gefangenschaft, wurden aber freigelassen, als die Engländer Dundee verließen. Zuvor aber mußten sie schwören, in dem Feldzuge nicht wieder zu kämpfen.

Als die Garnison nach Ladysmith abmarschiert war, wurden die Deutschen Lüneburgs getrennt. Der Teil, der zu dem Piet-Retiefer Kommando gehörte, wurde auf Helpmakaar stationiert, diejenigen, die zu dem Utrechter Kommando gehörten, wurden bei der Belagerung von Ladysmith verwendet. Verschiedene Male habe ich den Deutschen auf Helpmakaar Feldgottesdienst gehalten, im Lager vor Ladysmith einmal. In verschiedenen Gefechten haben unsere Deutschen mitgewirkt und sich ausgezeichnet. — Später, als die Engländer Ladysmith entsetzt hatten und immer weiter vorwärts drängten, auch das Städtchen Vryheid in ihre Gewalt bekamen, haben unsere Lüneburger längere Zeit in der Nähe jenes Städtchens gelegen, um mit anderen Kommandos ein ferneres Vorwärtsbewegen des Feindes von dieser Seite aus zu hindern. In den mancherlei Treffen und Scharmützeln, die bis zu dieser Periode stattfanden, hat der HErr gnädig Seine Hand über unsere Lieben gehalten. Daheim stiegen auch beständig in Haus und Kirche Fürbitten für sie zum Himmel empor. Und der HErr erhört Gebete.

Als Machadodorp, an der Bahn gelegen, die von Delagoabai nach Pretoria führt, von den Engländern erobert war, machten sich die Leiden des Krieges schon fühlbar. Von nun an konnten keine Lebensmittel u. dgl. mehr eingeführt werden. Wir waren jetzt auf die Erzeugnisse des Landes angewiesen. Die Vorräte in

den Kaufmannsläden waren bald ausverkauft. Viele hatten Mangel an Zucker, Salz, Kornmehl, Petroleum u. s. w. Doch war der Zustand erträglich im Vergleich zu dem, was nachher über uns kam. Wir lebten in der Hoffnung dahin, die Wogen des Krieges würden an uns vorüberrauschen. Aber es kam anders.

IV.

Es kamen Gerüchte zu uns, daß englische Kolonnen von der Pretoria-Delagoabaibahn landeinwärts schwärmten, daß sie alles, was sie vorfänden, mitnähmen und Frauen und Kinder, ob gesund oder krank, einschlössen. Diese Kolonnen näherten sich uns mehr und mehr. Als eine von ihnen nicht mehr sehr fern war, wurde eine Zusammenkunft anberaumt, um zu beraten und darüber klar zu werden, was zu machen sei, falls das englische Heer hierher käme. Ich war auch da, um zu hören. Es wurde der törichte Rat erteilt, ein jeder möge das Seine retten und dahin flüchten, wo er sich am sichersten fühle. Anstatt zusammen zu stehen und dem Feinde in geschlossenen Reihen entgegen zu treten, zerstreute sich die wehrbare Mannschaft und nahm Wagen und Vieh mit in die Gebirge und Büsche, die Farmen und Familien waren der Soldateska preisgegeben.

Näher und näher kamen die Truppen. Am Sonnabend, den 16. Febr. 1901 hörte ich, daß Piet-Retief von den Engländern besetzt sei und daß wir am folgenden Tage die Soldaten hier erwarten könnten. Unter diesen Umständen war es den Leuten unmöglich, am Sonntag den Gottesdienst zu besuchen. Es regnete unaufhörlich in der Zeit. Ein Gemeindeglied, das schon längere Zeit eines Nierenleidens wegen nicht mehr hatte mitkämpfen können, aber auch ins Gebirge geflüchtet war, kam am Sonntagmorgen, von heftigen Schmerzen gepeinigt, aus seinem Verstecke, fragte mich um Rat, was er tun und lassen sollte, nach etwa 2 Stunden kam ein anderer mit demselben Anliegen. Ich habe beiden Fragern Rat erteilt. Der letztere von den beiden hatte kaum seine Tante, damals meine Nachbarin, gegrüßt, als auch schon die ersten Engländer auf deren Hof ritten. Doch entkam er ihnen.

Die Erwartung: „wie mögen die Feinde sich betragen?" machte das Herz rascher schlagen. Jedoch ritten sie an meiner Wohnung vorüber. Nach Mittag war eine andere Kolonne von Westen her erschienen. Ein Soldat kam zu mir, nach Waffen zu fragen. Ich gab ihm, was ich davon in Besitz hatte. Es dauerte nicht lange, da kam einer nach dem andern; einige wünschten Decken, andere Lebensmitttel, noch andere Kochgeräte. Doch alle, die mich am Sonntage heimsuchten, waren höflich.

Am Montag früh war ich, um für eine Witwe ein gut Wort einzulegen, bei dem General, der bei einem meiner Nachbarn ge-

schlafen hatte. Er war von sehr rauher Natur und fuhr mich barsch an. Die Folge war, daß auch ich ihm scharf ins Auge sah. Das schien ihm nicht besonders gefallen zu haben, wie ich bald zu fühlen bekam.

Hier erfuhr ich auch, daß die Soldaten längst nicht überall so bescheiden gewesen waren wie bei mir. Eine Nachbarin klagte mir, daß ihr das Brotmehl einfach fortgenommen sei. Auch wurde mir gesagt, daß wir alle fortgeführt werden sollten.

Schon am Sonntagnachmittag hatte ich von meiner Wohnung aus bemerkt, daß Pferde und Vieh einfach in die Gärten und Äcker hineingejagt wurden, worin sie natürlich alles zertraten, was sie nicht fraßen.

Als ich nach dem Gespräch mit dem General wieder nach meiner Wohnung zurückgekehrt war, dauerte es etwa eine halbe Stunde, da kamen einige zerlumpte Leute auf mein Haus zugeritten, die mir befahlen, mich sofort fertig zu machen, da ich fort müsse. Widerstand oder Gegenrede half nichts, darum packte ich das Allernotwendigste in ein Bündlein. Unterdessen kam ein Ochsenwagen vorgefahren, auf den wurden die wenigen Habseligkeiten geworfen, die ich eingepackt hatte. In alle Zimmer drangen die Soldaten, raubten und plünderten, was ihnen gefiel. Meine Viehherde wurde ohne weiteres weggetrieben. Das Haus ward verschlossen, und fort ging's unter militärischer Bedeckung der Heerstraße zu, die an meiner Wohnung vorbeiführt, auf welcher eine ganze Armee Soldaten marschierte. Ich durfte mich noch von Missionar W a g n e r verabschieden. Am Entombefluß traf ich einen Bekannten als Gefangenen, den von Deutschland herübergekommenen Arzt Dr. H. Tilemann aus Norden in Ostfriesland. Er hatte unsere Verwundeten behandelt. Als das Burenkommando sich vor den andringenden Engländern zurückzog, hatte er mit seinem Ambulanzwagen nicht so rasch vorwärts kommen können, zumal sein Wagen in ein tiefes Loch am Wege geraten war. Er wollte den Wagen mit den Medikamenten u. s. w. retten. Dabei hatten die Engländer ihn ereilt, und den Wagen mit allem, was drin war, verbrannt; er selbst wurde gefangen genommen, trotzdem er durch die Genfer Konvention geschützt war. Er schalt deshalb auch nicht schlecht. Wir wurden nach Bergen hingebracht. Das Militär aber hatte für uns Gefangene in keiner Weise gesorgt, es waren weder Zelte da, noch waren Lebensmittel vorhanden. Der genannte Arzt nahm sich meiner liebreich an. Ich konnte in der ersten Nacht auf einer Tragbahre unter seinem Wagen schlafen (die Engländer hatten ihm einen alten Ochsenwagen gegeben). Allerdings troff das Wasser von oben durch manche Ritze hernieder und unter mir floß es fast wie ein Bach.

Hierher wurden viele deutsche Familien geführt, aus andern Distrikten des Landes auch sicher über 100 Burenfamilien. Das

geraubte Vieh wurde hier zusammen getrieben. Das war ein Geblök der Kühe nach den Kälbern und der Kälber nach den Kühen! Die nächtliche Ruhe wurde dadurch sehr gestört. Alle Quälereien und Drangsale zu schildern, würde zu weit führen.

Im Verein mit Pastor Johannes ging ich zum General, um den Versuch zu machen, ihn zu bewegen, doch Frauen und Kinder daheim zu lassen. Doch wir bekamen ihn nicht zu Gesicht. Seine Stabsoffiziere aber meinten, wir würden noch viel zu gut behandelt, wir hätten verdient, aufgeknüpft zu werden. Die Soldaten fingen schon an, Gebäude abzubrechen, um Feuerholz zu haben, obgleich genug Bäume vorhanden waren. Einzelne Häuser, insonderheit Mühlen, wurden zerstört. Die Engländer wollten uns dazu gebrauchen, daß wir unsern Einfluß auf die noch kämpfenden Buren ausüben sollten, daß sie kämen, ihre Waffen zu strecken. Mit aller Entschiedenheit habe ich mich dessen geweigert.

Am 27. Febr. wurde der ganze Troß von Familien von Bergen weggeführt. Am folgenden Tage, den 28., durfte ich noch einmal meine Wohnstätte besuchen. Gewaltsam war man ins Haus gedrungen und hatte genommen, was irgend zu gebrauchen war. Es sah wüste aus. Alle Zimmer lagen voll Papiere und Schriften! In der Kirche war noch nicht so viel Unfug getrieben. Der Abendmahlswein, der im Altarschranke stand, war aufgefunden und in der Kirche ausgetrunken. Auch waren die Altarleuchter geraubt.

Wehmütigen Herzens nahm ich Abschied von der Stätte meiner Wirksamkeit. Werde ich sie noch einmal wiedersehen und wie?

Jetzt waren fast alle Bewohner von Lüneburg beisammen. Ohne irgend welche Rücksicht wurden wir, wie wir zu sagen pflegten, in die „babylonische Gefangenschaft" geschleppt. Zwei bis drei Familien waren mitunter auf einem Wagen. Dann schliefen die Frauen mit den Kindern im Wagen, wir Männer unter demselben, oft in dickem Morast, weil es immer noch regnete. Infolge des Regens waren die Wege stellenweise grundlos. Am Sonntag, den 3. März, wurde den ganzen Tag gefahren. Am Mittag wurde so lange ausgespannt, daß zur Not Kaffee gekocht und getrunken werden konnte. Mit Sonnenuntergang wurden die Wagen, wohl 100 an der Zahl, in eine Linie hingefahren, und wir hofften am Tage des HErrn noch etwas Ruhe zu finden. Beim Schein einer Laterne erbauten wir uns unter freiem Himmel aus Gottes Wort, dann legten wir uns nieder zur Ruhe.

Doch die Ruhe dauerte nicht lange, denn es kam Befehl, daß etwa um 10 Uhr angespannt werden sollte Eine halbe Stunde später begannen die ersten Wagen in dunkler Nacht den Bergpaß zu erklimmen. Weil der Weg steil bergan ging und gründlich durchweicht war, wurden vor jeden Wagen gleich zwei Gespanne (32 Ochsen) vorgehängt. Daß in der Nacht kein nennenswerter

Unfall sich ereignet hat, ist eine Gnade von Gott. So viel mir bekannt ist, schlug ein Wagen um, aber niemand wurde verletzt. Die irgend konnten, kletterten abseits vom Wege den Berg hinan. Nachdem wir oben angekommen waren, wurden eines jeglichen Personalien von Unteroffizieren aufgeschrieben. Etwa mit Sonnenaufgang war der letzte Wagen oben. Etliche hatten ausgespannt, dem Zugvieh Rast und Erholung zu geben und um selber den Morgenimbiß zu bereiten. Jedoch wurden sie darin in sehr unsanfter Weise von dem Leiter der Wagenkolonne unterbrochen. Bis etwa um ½11 Uhr mußten wir weiter fahren, dann erst durfte gerastet werden.

Etwas weiter war der Weg sehr sumpfig. Die Wagen sanken ein in den tiefen Morast; ein Wagen so tief, daß alle Versuche, ihn herauszubekommen, sich als vergeblich erwiesen. Es blieb den betreffenden Familien kein anderer Rat, als all ihr Gepäck abzuladen, durch den Dreck zu tragen und hernach wieder, als der geleerte und dadurch erleichterte Wagen herausgeschleppt war und er festen Boden unter den Rädern hatte, aufzupacken.

Wir sind unterwegs auch Soldaten begegnet, die noch ein menschliches Regen in der Brust hatten. So beklagten wir uns einst über unsere Lage, und einige Soldaten hörten es. Sie bedauerten uns, meinten aber, sie selber seien noch weit mehr zu beklagen. Uns sei es gestattet, unserm Herzen durch Klagen Luft zu machen. Täten sie das und es käme ihren Vorgesetzten zu Ohren, so würden sie erschossen. — Unter uns befand sich ein alter Mann, der früher als Kolonist im Dienste unserer Mission gewesen war. Er hat ein schweres Bruchleiden. Durch das Schütteln auf dem Wagen war der Bruch ausgetreten; alle angewandte Mühe von Laienhand konnte ihn nicht wieder in seine rechte Lage zurückbringen. Der Kranke war schon ganz braun im Gesicht. Wir baten einige der Soldaten, die nach Utrecht ritten, sie möchten doch so gut sein und einen Offizier veranlassen, für den Kranken eine Tragbahre zu schicken, denn das Fahren auf dem holprigen Wege, der steil abwärts nach Utrecht führt, würde der Kranke nicht ertragen. Nach einigen Stunden kam ein Militärarzt und nahm sich unsers Kranken mit günstigem Erfolge an.

Am 7. März erreichten wir Utrecht. Am Abend zuvor hatten wir zum ersten Mal von den Engländern Rationen Lebensmittel empfangen und doch waren die ersten unter uns schon seit dem 18. Febr. in Gefangenschaft. In Utrecht wurden wir von der dortigen Behörde über alles genau ausgefragt, sodann mußten die Wagen durch tiefen Kot hindurch aus dem Städtchen hinaus. Am Fuß eines hohen Berges wurde Rast gemacht. Da konnten wir, die wir aus dem Distrikt Utrecht kamen, zusehen, wie wir uns wohnlich einrichteten. Die Engländer hatten für nichts gesorgt, nicht einmal Zelte waren vorhanden. Die Stelle, die uns zum Auf-

enthalte angewiesen wurde, war über die Maßen feucht. Infolgedessen entstanden bald Krankheiten. In den zwei Monaten, die ich in Utrecht war, habe ich aber doch nur zwei Beerdigungen gehabt. Zuerst starb eine Jungfrau, nachher ein Kindlein. Letzteres war in den letzten Lebenstagen ein wahres Jammerbild. Unsäglich hat das Würmchen zu leiden gehabt. Einige unserer deutschen Leidensgenossen, die schwer erkrankt waren, sind durch Gottes Gnade genesen bis auf ein Kindlein, das von Pastor Gevers beerdigt worden ist.

In Utrecht sollte eigentlich kein Kamp für uns sein. Als uns dies mitgeteilt wurde, hieß es, wer sich im Ort einmieten und seinen Lebensunterhalt aus eigenen Mitteln bestreiten kann, der darf bleiben, die anderen müssen fort nach Volksrust. Da dieser Ort dafür bekannt ist, daß es dort sehr kalt und stürmisch ist im Winter, blieben unsere Deutschen vorläufig in Utrecht.

Die größere Hälfte meiner Gemeinde wie überhaupt der hier ansässigen Deutschen haben ihre Heimstätten im Distrikt Piet-Retief. Diese wurden sogleich nach Volksrust befördert. Als ich etwa 2 Monate in Utrecht gewesen war, trat in Volksrust ein Ereignis ein, das mich veranlaßte zu bitten, dahin geschickt zu werden. Mit einigen Burenfamilien und einem deutschen Jüngling reiste ich unter Eskorte von einigen Polizisten dorthin; wir zogen den Leidensweg von vielen deutschen Familien. Als vor 2 Monaten unsere Leidensgefährten die Straße zogen, war auf einem der Wagen ein todkrankes Kindlein. Doch wurde von seiten unserer Vergewaltiger nicht im mindesten Notiz davon genommen. Es starb während der Fahrt. Als gerastet wurde, grub man am Wege ein Loch und mit einem Vaterunser wurde die kleine Leiche eingesenkt.

Unsere Reise dauerte 3 Tage. Der Regen hatte aufgehört, anstatt dessen hatten wir von Kälte zu leiden. Das Leben im Kamp zu Volksrust unterschied sich beträchtlich von dem in Utrecht. Der Kamp befand sich etwa 1½ Kilometer vom Orte nach Südosten. Er war mit einem etwa 1,75 Meter hohem Stacheldrahtzaun umgeben. Nur eine Öffnung war darin, vor welcher Tag und Nacht ein Posten mit geladenem Gewehr stand. Die Größe des Kamps betrug ungefähr 500×500 Meter. Die Zelte standen in Reihen, jedes hatte eine Nummer. In den kleineren Zelten lebte gewöhnlich je eine Familie, oft acht bis zehn Personen. In den größeren Zelten wohnten häufig zwei, auch wohl drei Familien. Ich hatte ein Zelt für mich allein. Neben den Zelten hatten die Leute sich von Zink Küchen errichtet. Aber das Kochen war sehr schwierig, weil es an Feuerung fehlte. Wohl wurde hin und wieder Holz, auch wohl Kohlen, geliefert, aber längst nicht so viel, wie nötig war. Ich sah häufig alte Leute ausgehen, mit einem Sack unterm Arm, um Viehdünger zu suchen, der, an der Sonne getrocknet, gutes Brennmaterial abgibt. Es kam auch vor, daß des Nachts

von andern Kampbewohnern das gestohlen wurde, was jemand am Tage mit großer Mühe gesammelt hatte. An Nahrungsmitteln erhielten wir Fleisch, Mehl, Kaffee und Zucker, jedoch in ungenügender Menge. Die Beschaffenheit, besonders des Fleisches und Zuckers, war sehr schlecht Häufig gab es Fleisch von abgemagerten Schafen. Tags vor der Verteilung wurde das Fleisch, hoch auf Wagen aufgepackt, in den Kamp gebracht, abgeladen und auf einen Haufen geschichtet. Daß es schlecht wurde, war, wenn man das vorher Gesagte in Erwägung zieht, kein Wunder. Wer Geld hatte, kaufte sich Kartoffeln, Gemüse und auch Fleisch. Vor der Öffnung unsers Kamps wurde ein Schlachterladen errichtet. Da haben viele ihr letztes Geld für Nahrungsmittel ausgegeben, und noch obendrein Geld geliehen, um gesunde Nahrung zu bekommen. An jedem Morgen mußten die Männer im Kamp nach einem bestimmten Zelte, um sich zu „rapportieren", denn die Engländer fürchteten, wenn sie keine Kontrolle führten, möchten die Männer entweichen und wieder zu den Waffen greifen. Ich habe häufig die Rede vernommen: „Hätten wir gewußt, daß wir hier also behandelt würden, wir würden die Waffen gewiß nicht freiwillig niedergelegt haben." In der ersten Zeit meiner Anwesenheit in Volksrust mußte das Wasser vom Bahnhof geholt werden, wo ein Brunnen ist. Häufig wurden Kinder zum Wasserholen geschickt. Dabei ereignete sich eines Tages ein Unglück. Das Kind eines Buren fiel in den Brunnen hinein und konnte nur als Leiche herausgeholt werden. Später wurde durch Röhren das Wasser in den Kamp geleitet.

Was besonders den Männern das Kampleben unerträglich machte, war, daß sie keine Beschäftigung hatten. Sie kamen am Tage zusammen und sprachen über ihr Mißgeschick, während, wenn sie Arbeit gehabt hätten, ihre Gedanken durch diese von der trostlosen Lage abgeleitet worden wären.

Wir konnten des Sonntags unsere Gottesdienste gewöhnlich ungestört feiern, sowohl in Utrecht wie auch in Volksrust. Am letzteren Orte erbaten wir uns vom Lagerkommandanten ein großes Zelt für gottesdienstliche Zwecke. Dasselbe wurde uns gegeben. Nun waren wir nicht mehr der Unbill der Witterung oder sonstiger Störung ausgesetzt.

Manche Familien hatten von Hause Hühner und Hunde mit ins Lager gebracht. Besonders die ersteren waren sehr nützlich, indem man die Eier und auch das Fleisch, hauptsächlich bei den sehr häufigen Krankheitsfällen, gut gebrauchen konnte Da kam am 11. Juni der Befehl, am folgenden Tage sollten alle Hunde und alles Geflügel entfernt sein, widrigenfalls sollte es gewaltsam genommen werden. Da wurden die Hühner geschlachtet, die Hunde aber behielten die meisten und warteten ab, was die Engländer wohl beginnen würden. Am 12. kamen Inder mit Knütteln und

Karren, fingen die Hunde, banden ihnen einen Riemen um den Hals und befestigten sie auf dem Karren. Versuchten die Hunde abzuspringen, so wurden sie durch den um ihren Hals befindlichen Strick erdrosselt. Wüste Szenen spielten sich bei dem Hundefang ab. Die Tiere liefen in die Zelte, um bei ihren Herren Schutz zu suchen, die schwarzen rohen Inder hinterher; ob in dem Zelte sterbenskranke Leute oder Kindbetterinnen waren, darum kümmerten sie sich nicht. Ein großer Hund setzte sich zur Wehr und schlitzte mit seinen Zähnen einem Schwarzen den Leib auf, daß er nach wenigen Stunden starb.

Obgleich der Winter die gesundeste Jahreszeit ist, komen doch sehr viele Erkrankungen vor infolge der gänzlich ungewohnten Lebensweise und der schlechten Beköstigung. Täglich wurden drei bis fünf Leichen aus dem Kamp zum Kirchhof getragen. In den zwei Monaten, die ich in Volksrust war, habe ich sechs von unsern Deutschen zu Grabe geleitet. Da ich voraussah, daß im nassen Sommer noch mehr Krankheits- und Sterbefälle eintreten würden, gab ich unsern Deutschen den Rat, sie möchten bei der zuständigen englischen Behörde beantragen, aus dem Kamp nach Natal entlassen zu werden, wo sie von Verwandten und Freunden mit Freuden aufgenommen werden würden. Meine Gemeindeglieder taten es. Ehe sie entlassen wurden, erhielt ich von Br. Drögemöller, Neu-Hannover, eine Geldsendung (er hatte für uns aus seiner Gemeinde 50 Pfd. Sterl. erhalten), die habe ich unter den vielen bedürftigen Deutschen verteilt. Als schon mehrere Familien zur Reise nach Natal Erlaubnis erhalten hatten und die übrigen auf baldiges Eintreffen der Erlaubnis warteten, ersuchte auch ich die Behörde um einen Reisepaß nach Deutschland, der mir einige Wochen später eingehändigt wurde. Nicht alle Gemeindeglieder wurden nach Natal entlassen. Zwei Frauen mit ihren Kindern wurden erst im Kamp zu Volksrust festgehalten und später mit noch einer Frau der Gemeinde, die in Utrecht geblieben war, nach dem Merebank-Kamp bei Durban gebracht, weil ihre Männer gegen die Engländer kämpften. Die Frauen mußten dafür leiden, daß ihre Männer als Transvaaler ihre Pflicht taten! Eine ganz merkwürdige Logik!

Es war gut, daß mein Rat befolgt war. Denn war im Winter die tägliche Sterblichkeitsziffer 3—5 gewesen, so stieg sie im Sommer auf 10—20 täglich! Das waren schwere Zeiten. Ich fürchte, die Strafe für solche unnütze Greueltaten wird noch eines Tages kommen, wenn Gottes Stunde schlägt.

Als ich die Erlaubnis erbat, nach Deutschland reisen zu dürfen, hatte ich zugleich beantragt, man möge mir erlauben, die wenigen Gemeindeglieder in Utrecht zu besuchen, um ihnen noch einmal Gottesdienst zu halten; das wurde mir aber verweigert, aus was für Gründen, habe ich nie in Erfahrung gebracht. Am 24. Juni

1901 verließ ich Volksrust, hielt mich dann einige Tage in Neu-Hannover auf, von wo ich am 4. Juli mit dem Dampfer „General" von Durban abfuhr. Am 21. August landete ich in Hamburg.

V.

Unterdessen tobte der Krieg weiter. Unsere Leute im Exil waren bei den Freunden in Natal freier als in den Kamps. In den letzteren mußten die Lichter, wenn es abends 9 Uhr schlug, ausgelöscht werden. Solcher und anderer Zwang fiel jetzt weg. Aber Unannehmlichkeiten gab's dennoch. Auch jetzt mußten sich die Männer „rapportieren" beim nächsten Magistrat, wöchentlich einmal. Manche von den Freunden in Natal, die unsern Transvaalern ihre Tür gastlich geöffnet hatten, waren ihrer politischen Gesinnung nach durch und durch Engländer. Infolgedessen gab es manches hitzige Wortgefecht, teils im Scherz, teils im Ernst. Auch manche bittere Vorwürfe bekamen einige zu hören. Ein niederdrückendes Gefühl aber war es den Unsern, daß sie Gnadenbrot essen mußten. Einigen mag es in feinerer oder deutlicherer Weise zu erkennen gegeben sein. So war es nicht zu verwundern, daß die Sehnsucht nach der Heimat stetig zunahm. Hatten doch auch viele von den Verbannten Männer, Kinder, Brüder oder sonstige Verwandte im Felde. Wie mochte es denen ergehen? Es war eine große Seltenheit, daß sie durch geheime Boten etwas von deren Ergehen erfuhren. Sie hörten wohl von Gefechten, die hin und wieder stattfanden. Und jedesmal riß der Tod blühende Menschenleben hinweg. „Kann es nicht meinen Mann, meiner Kinder Vater, meinen Bruder u. s. w. getroffen haben?" solche bange Fragen marterten die Gemüter. Kleinere Plänkeleien und heftige Gefechte haben die Unsern mit durchgemacht. Einige von ihnen wurden verwundet, jedoch nicht tödlich. Ein junger unverheirateter Mann starb im Felde.

Als unsere Führer die Überzeugung gewonnen hatten, daß die Fortsetzung des ungleichen Kampfes ihnen keinen Gewinn mehr bringen würde, im Gegenteil, das Land nur noch mehr ruinierte, entschlossen sie sich, mit den Engländern Frieden zu schließen. Es ist ihnen bitter schwer geworden, die Freiheit und Selbständigkeit des Landes preisgeben zu müssen. Es waren so überaus große Opfer gebracht und alles sollte nutzlos und vergeblich gewesen sein? Aber da keine Hoffnung auf irgend welchen Vorteil mehr vorhanden war, wurde am 31. Mai zu Vereeniging das Friedensprotokoll unterzeichnet. Die Distrikte Vryheid und Utrecht kamen an die Kolonie Natal, mithin auch Lüneburg.

Nun stand der Heimkehr nichts mehr im Wege. Zur Rückkehr brauchten unsere Leute einen Erlaubnisschein von der Natalregierung. Einige erhielten ihren Reisepaß recht bald, andere wieder mußten viele Wochen darauf warten.

Aber wie wollten sie zurückkommen? Seinerzeit waren ihnen Wagen und Ochsen abgenommen worden mit dem Versprechen, sie würden später Bezahlung dafür erhalten. Etwas Hausrat hatten die meisten ja gerettet. Anderes, was durchaus notwendig war, hatten sie sich in Natal gekauft. Dies alles auf die Eisenbahn zu laden, ging nicht gut. Es schien wünschenswert, Hühner, Schweine, Katzen u. s. w. mitzunehmen, da als sicher vorauszusetzen war, daß von den zurückgelassenen Haustieren keine mehr vorhanden sein würden. Auch ist es von der Bahn nach Lüneburg noch ein weiter Weg, weil dazumal die Bahnstrecke Dundee-Vryheid noch nicht fertig war. Um also die Rückkehr bewerkstelligen zu können, mußten Wagen und Ochsen gekauft werden; auch einige Kühe mitzunehmen, war sehr wünschenswert. Der Preis für das Vieh war infolge der Nachfrage sehr in die Höhe geschraubt. Für einen Ochsen mußten 20 Pfd. Sterl. gezahlt werden, die Kühe waren kaum billiger. Das war doppelt so viel als vor dem Kriege. Da aber nur noch wenige über Barmittel zu verfügen hatten, weil alles für Lebensmittel u. s. w. in der Verbannung aufgegangen war, mußten sie das Vieh auf Schuld nehmen, in der Hoffnung, die Schuld später abtragen zu können durch Verdienst, den sie durch Frachtfahren zu erwerben gedachten.

Je näher sie der Heimat kamen, um so mehr zeigten sich die Spuren des Krieges dem Auge. Ausgebrannte Häuser starren sie an. Nur sehr wenige finden ihre Wohnungen in einem solchen Zustande, daß sie darin wohnen können. Die allermeisten sehen alle ihre Gebäude als Ruinen wieder. Von den zurückgebliebenen Möbeln ist nichts mehr vorhanden. Wenn beim Anblick solcher Vernichtung selbst starken abgehärteten Männern die Tränen über die Wangen rollen — wer will es ihnen verdenken?

Aber durch Klagen und Weinen erstehen die Gebäude nicht aus Schutt und Asche. Da haben unsere deutschen Farmer mit deutschem Fleiß die Hände gerührt, um Wohnstätten zu errichten. Die Mauerreste, die noch am besten und stärksten waren, wurden zurechtgeflickt. Bäume wurden gefällt und zu Balken, Sparren und Latten verwandt. Es wurde Gras geschnitten, um die Häuser damit zu decken. Aus Brettern wurden Türen und Fenster verfertigt Durch Vorhänge aus billigen Zeugstoffen wurden im Innern der neu errichteten Häuser mehrere Räume hergestellt. So baute man hier nach dem Kriege Häuser. Die Äcker, die verwüstet dalagen, wurden wieder bestellt. Und der liebe Gott segnete die Arbeit.

Auch die kirchlichen Gebäude waren nicht verschont geblieben. Das Pfarrhaus, erst 1896 von der Gemeinde erbaut, war eine Ruine. Das Schulhaus, das beim Ausbruch des Krieges noch grade unter Dach gekommen war, auch von der Gemeinde er-

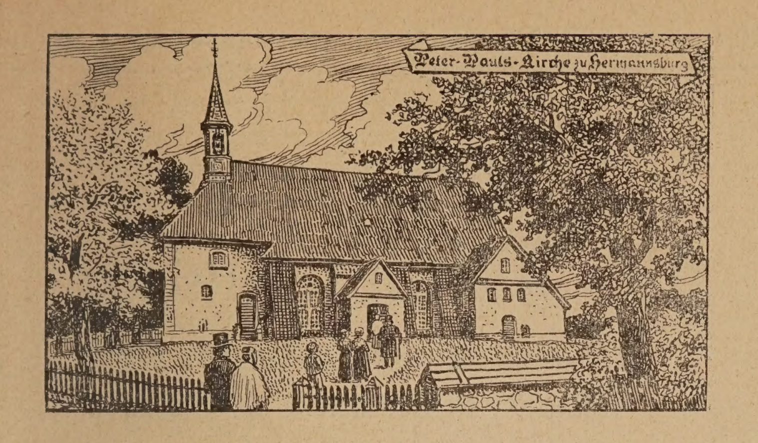
richtet, lag ebenfalls in Trümmern. Die Kirche, 1897 eingeweiht, war schändlich zugerichtet. Türen und Fenster waren gewaltsam herausgerissen und das Mauerwerk dadurch beschädigt. Die Empore, das Instrument, die Verschalung, die Bänke, Kanzel, Altar, Taufstein, alles war in Asche verwandelt. In die Pfeiler hatten die Soldaten Stufen gehauen, um das Dach erreichen und beschädigen zu können. Etwa ½ Fuß hoch lag der Schutt in der Kirche. So fand ich sie nach meiner Rückkehr von Deutschland.

Die Gemeinde war zu arm, als daß sie die Gebäude mit eigenen Mitteln hätte wiederherstellen können. Wir wandten uns an unsere Regierung mit der Bitte, sie möchte Kirche, Schule und Pfarrhaus, weil durch englische Truppen vernichtet, uns wieder aufbauen. Sie hat denn auch die Kirche reparieren lassen. Aber Schule und Pfarrhaus auszubessern, lehnte sie ab. Der HErr aber hat uns nicht verlassen. Durch Gaben der Liebe aus Deutschland konnten wir das Pfarrhaus wieder aufbauen und eine ganz neue Lehrerwohnung errichten. Alle Arbeiten taten die Gemeindeglieder unentgeltlich.

Eine sehr drückende Armut hat der Krieg über uns gebracht. Die Versprechungen der englischen Oberbefehlshaber, eines Lord Roberts und Lord Kitchener, sind zum Teil sehr schlecht, zum Teil gar nicht erfüllt. Sie hatten allen, die sich freiwillig ergaben, Schutz für die Person wie für das Eigentum zugesagt, aber das sind Worte gewesen, eitle Worte, wie Tausende erfahren haben und noch erfahren.

Der Kelch der Leiden ist noch nicht erschöpft. Eine andere schwere Heimsuchung hat uns der liebe Gott in der Rhodesiapest geschickt. Gar manche haben das durch teures Geld auf Schuld gekaufte Vieh durch jene Krankheit, gegen die bis jetzt noch kein Mittel gefunden ist, verloren. Handel, Verkehr, Ackerwirtschaft, alles steht unter einem schweren Druck. Wann ändern sich die Zeiten zum Bessern? Doch das Fenster zum himmlischen Heiligtum, die Tür zum Helfer steht uns offen. Möchten wir nur alle, die wir so schwer betroffen sind, diesen offenen Weg fleißig gehen, damit sich an uns das Wort erfülle: Durch Leid zur Freude, durchs Kreuz zur Krone!





Lebensbeschreibung des Pastor Louis Harms.

Verfaßt von seinem Bruder und Nachfolger **Theod. Harms.**

Neue Ausgabe.

8. Auflage. Illustriert von H. Barmführ.

In Leinen gebd. Mk. 3.80.

Diese seit mehreren Jahren vergriffene wertvolle Harms-Biographie haben wir nun, mit reichem Bilderschmuck versehen, aufs neue herausgegeben. Von den bildlichen Darstellungen dürfte besonders das Stammhaus der Familie Harms in Moorburg und die an diesem im Jahre 1910 angebrachte Gedenktafel, sowie auch die Handschrift eines Briefes von Louis Harms von besonderem Interesse sein. Das schöne, gut ausgestattete Buch sei allen Missionsfreunden aufs beste empfohlen.

Verlag der Missionshandlung, Hermannsburg i. Hann.

Kleine Hermannsburger Missionsschriften.

Nr. 1. **Unter den Bamalete** in Betschuanaland. Von G. Haccius. 10 Pf.

„ 2. **David Livingstone,** der große Missionar und Erforscher Afrikas. Von G. Haccius. 20 Pfennig.

„ 3. **Eben-Ezer,** eine Missionsstation unter den Bapo. Von G. Haccius. 10 Pfennig.

„ 4. **Joseph,** ein Blutzeuge Christi auf Enyezane in Sululand. Von Fr. Fröhling. 10 Pfennig.

„ 5. **Der Sulukrieg in Südafrika.** Von H. Kück. 20 Pfennig.

„ 7. **Radha,** die Frau des Harritschendra. Ein Bild aus dem ind. Frauenleben. Aus dem Englischen von Th. Petersen. 20 Pfg.

„ 8. **Harritschendra,** oder die Bekehrung eines Brahminen (Fortsetzung von Nr. 7). Von Th. Petersen. 10 Pfennig.

„ 9. **August Mylius,** der gesegnete Begründer und erste Propst der Hermannsburger Telugumission. Von Th. Petersen. 20 Pfg.

„ 10. **Bala Sundari Tagore.** Eine Erzählung von der Bekehrung einer Hindufrau zum Christentum. Aus dem Englischen von Th. Petersen. 10 Pfennig.

„ 11. **Bethanie,** eine Stätte des Lebens unter den Bakuena. Von G. Haccius. 20 Pfennig.

„ 13. **Erinnerung an Kodaikanal,** unserer Gesundheitsstation in Indien. Von J. Wörrlein. 10 Pfennig.

„ 14. **Paul Otto Petersen.** Von 1875—1888 Missionar in Indien. Von J. Wörrlein. 10 Pfennig.

„ 18. **August Lohann.** Von 1862—1897 Missionar in Transvaal (Südafrika). Von W. Wendebourg. 20 Pfennig.

„ 19. **Vier Tage aus dem indischen Missionsleben.** Von J. Wörrlein. 10 Pfennig.

„ 20. **Daß die Hermannsburger Mission sichtlich ein Werk Gottes ist.** Von G. Haccius. 20 Pfennig.

„ 21. **Peter Wilhelm Heinrich Lüchow.** Von 1880—1893 Missionar in Indien. Von J. Wörrlein. 10 Pfennig.

„ 22. **Hermann Ernst Jürgenmeier.** Von 1888—1892 Missionar in Indien. Von J. Wörrlein. 10 Pfennig.

„ 24. **Der Betschuanen-Missionar Wilhelm Behrens zu Bethanie** in Südafrika. Von G. Haccius. 50 Pfennig.

„ 25. **Christian Kohlmeier.** Von 1880—1901 Missionar in Indien. Von J. Wörrlein. 10 Pfennig.

„ 26. **Indiens Wunden und ihre Heilung.** Vortrag, gehalten auf dem Missionsfest zu Hameln am 23. Juni 1901 von E. Schulz. 10 Pfg.

„ 29. **Die Mädchenkostschule** auf der Station Gudur in Indien. Von E. Schulz. 20 Pfennig.

„ 30. **Ein Frauenleben im Sululand.** Von Chr. W. Dedekind. 20 Pfg.

Nr. 31. **Ist in Indien eine besondere Frauenmission nötig?** Von J. Wörrlein. 10 Pfg.

„ 33. **Johann Hinrich Nagel,** der getreue Freund der Hermannsburger Mission. Von G. Haccius. 20 Pfg.

„ 34. **Gott breite Japhet aus.** Eine Missions- und Kolonialpredigt über 1. Mose 9, 27 von G. Haccius. 10 Pfg.

„ 35. **Lichtbilder aus dunkler Kriegszeit in Transvaal.** Von G. Haccius. 10 Pfg.

„ 36. **Die Hermannsburger Mission in Südafrika in und nach dem Burenkriege.** Von M. Wecken. 10 Pfg.

„ 37. **Friedensbilder aus unruhiger Kriegszeit in Transvaal.** Von G. Haccius. 10 Pfg.

„ 38. **Der Betschuanen-Missionar und Propst Christoph Penzhorn zu Saron** in Südafrika. 50 Pfg.

„ 39. **Der Betschuanen-Missionar Georg Behrens zu Harmshope** in Südafrika. 20 Pfg.

„ 40. **Erfahrungen und Erlebnisse auf Predigtreisen.** Von C. Scriba. 10 Pfg.

„ 41. **Aus der Drangsalszeit des südafrikanischen Lüneburg.** Von H. Schulenburg. 10 Pfg.

„ 42. **Die ersten Missionsberichte von Louis Harms.** 20 Pfg.

„ 43. **Wie der HErr einen Starken findet und zieht.** Aus dem Englischen von Th. Petersen. 10 Pfg.

„ 44. **Jai Singh, der tapfere Sikh. Siwa Das, der Hindudoktor.** Von Th. Petersen. 10 Pfg.

„ 45. **Die asiatische Welt und die lutherische Kirche.** Von K. Röbbelen. 10 Pfg.

„ 47. **Eine indische christliche Hochzeitsfeier mit Hindernissen. Tarakei.** 10 Pfg.

„ 48. **Festbericht zum fünfzigjährigen Dankfest 1899,** enthaltend einen Überblick über die Geschichte der Hermannsburger Mission und den Bericht über das Jahr 1898. Von D. G. Haccius. 2. Aufl. 20 Pfg.

„ 49. **Was wollen wir für die Aussätzigen tun?** Von Missionar R. Wittmann. 10 Pfg.

„ 50. **Müden in Natal von 1859 bis 1909.** Von Miss. H. Wiese. 10 Pfg.

„ 51. **Die Kandaze.** Das Missionsschiff der Hermannsburger Mission. Von D. G. Haccius. 10 Pfg.

Die fehlenden Nummern sind vergriffen.